

Audrée Wilhelmy wurde 1985 in Cap-Rouge (Québec) geboren. Sie gehört zur ersten Generation von Schriftstellerinnen aus Québec, deren akademische Ausbildung gänzlich dem kreativen Schreiben gewidmet war. Für ihr Werk, das in vier Sprachen übersetzt ist und bisher sechs Romane umfasst, wurde sie 2015 mit dem Prix Sade ausgezeichnet. Für *Blanc Résine* (»Weißes Harz«) wurde ihr der Prix Ouest-France Étonnants Voyageurs verliehen. Sie setzt sich für die Förderung von Québécoiser Künstlerinnen und Autorinnen ein.

Tabea A. Rotter, geboren 1984, studierte Musik und Philosophie in Mainz und Frankfurt. Sie arbeitet als Lektorin und Übersetzerin in Wiesbaden. Zu ihren Veröffentlichungen zählen Alice Zeniter: *Ich bin eine Frau ohne Geschichte* (2022) und Simone Weil: *Von der Schwierigkeit, den Blickgen Himmel zu heben* (2023). Für *Weißes Harz* wurde ihr ein Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds verliehen.

»ES BERUHIGT MICH, DASS ICH DEN WEG
ZU DEM TEIL IN MIR NOCH KENNE,
DER WILD IST UND FREI.«

Im Norden Kanadas wird das Mädchen Daã von den vierundzwanzig Schwestern eines Konvents großgezogen, und von der Taiga. Auf Streifzügen durch die Wildnis lernt es nicht nur grenzenlose Freiheit kennen, sondern auch die Sprache der Natur zu verstehen und als Teil von ihr zu leben. Furchtlos, unabhängig und willensstark entwickelt sich Daã zu einer Nomadin, die auf niemanden angewiesen ist – bis sie dem jungen Arzt Laure verletzt vor die Füße fällt.

Laure sind stolze Andersartigkeit und Eigensinn fremd. Aufgewachsen zwischen Armut und Hunger in den Hütten einer Minengesellschaft und als Albino unablässigem Spott ausgesetzt, sehnt er sich nach Zugehörigkeit. Zwischen ihm und Daã entwickelt sich eine außergewöhnliche Beziehung.

Als sie ins Dorf ziehen, wo Laure eine Praxis übernimmt, und gemeinsame Kinder bekommen, verlangt er von Daã nicht, sich den Erwartungen der Dorfgemeinschaft zu fügen. Dennoch wird sie von den Frauen bald als Vertraute geschätzt. Aber zu erfahren, welche Gewalt die Zivilisation Menschen antut, und ihre eigene Ohnmacht zu erleben, löst Wut in ihr aus. So trifft sie eine Entscheidung, die schwerwiegende Folgen hat.

»Audrée Wilhelmy verliert sich in Erwartungshorizonten, vergnügt sich mit Worten, und legt dann ein kriegarisches und wunderschönes Werk vor, das uns in Brand versetzt – trotz seiner Kälte. *Magazine Voir*

www.verlagshaus-roemerweg.de

€ 24,00 (D)
€ 24,70 (A) ISBN 978-3-7374-1228-5



S. Marix Verlag

S. Marix Verlag

Audrée Wilhelmy WEISSES HARZ

audrée wilhelmy

roman
weisses
HARZ

»Ich weiß nicht mehr, ob ich eine menschliche Frau bin oder ein bewohnter Baum.«

Die Natur des hohen Nordens ist rau, doch nicht ungastlich: Während die Minenarbeiter im Kohlrevier mit ihr ringen, wissen die Schwestern des Konvents Sainte-Sainte-Anne ihr, die sie nährt und heilt, mit Respekt zu begegnen. Die Frauen, die aus den Städten aufgebrochen sind, um über sich selbst zu verfügen, erschaffen sich hier ein Refugium. Dort erziehen sie Daã, das indigene Mädchen, das zu einer widerstandsfähigen und ungebändigten Naturgewalt heranwächst – bedingungslos bei sich, der Wildnis tief verbunden. Das ändert sich auch nicht, als sie sich Laure zum Gefährten wählt und Mutter wird. Von der Unerbittlichkeit des Dorflebens ist Daã, ohne Verständnis für die Einschränkungen, die Menschen einander aufbürden, abgestoßen. Als Laure ihren ältesten Sohn Léo auf ein Internat in der Stadt schicken will, versucht sie die Freiheit ihrer Kinder durch einen radikalen Entschluss zu wahren.

Mit unvergleichlicher Sprachkraft erzählt Audrée Wilhelmy wild und poetisch von wahrer Freiheit, vom Lieben, Fremdsein und von dem Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft.

Audréé Wilhelmy
WEISSES HARZ

audrée wilhelmy

weisses
HARZ

roman

Aus dem Französischen
von Tabea A. Rotter

Für die von meinem Blut, Colombe, Rose-Anne,
Josée, Laurence, Anne-Clotilde, Camille, Romy, Margot,
Charlotte, Lily

und für die, die ich gewählt habe,
Salomé und Romane.

und stößt dir ein ganzes Reich bis tief in den Hals
zermalmst du die Steine zwischen deinen Zähnen
das Sediment der Geschichte die Mika allen Zorns
etwas später wachsen dir Löwenzahn und Lieschgras
wieder aus den Augen

Catherine Lalonde, *Cassandra*

INHALT

OSTARA

9

LITHA

135

MABON

211

YULE

255

OSTARA

277

Glossar 291

Literatur 294

OSTARA

Ich werde geboren.

Ich durchdringe den Schoß eines Konvents.

Es sind vierundzwanzig Schwestern, die pressen und brüllen, ihre Stimmen prallen von den Mauern ab, vermischen sich mit dem Ruf der Seeadler, der Saatkrähen, mit Bellen, Gackern und Fauchen. Der Wald wimmelt von kalbenden Tieren. Es ist Taiganacht, der Mond rund und tief, eine Nacht, die an beiden Enden gleich ist: zwölf schwarze Stunden, zwölf weiße Stunden. Überall treibt sich die Tagundnachtgleiche in die Flanken der trächtigen Weibchen. Ihre mit trockenem Gras ausgelegten Höhlen unterscheiden sich von derjenigen, die achtundvierzig Beine und achtundvierzig Arme nackter Frauen beherbergt.

Hundertmal zerreißen sie sich, wachsen wieder zusammen, ein Chaos ineinandergeschlungener Haut: vierundzwanzig Köpfe, vierundzwanzig Geschlechter, achtundvierzig Augen, die die Geschlechter anderer Mütter haben sich aufspalten sehen, nie aber ihr eigenes.

Ich winde mich in ihnen, zerre an ihnen. Ich ziehe mich so gut ich kann aus ihren Bauchorganen heraus. Draußen fällt Frühlings Schnee, ein weicher Schnee, der schmilzt, wenn er mit demselben Geräusch auf den Boden klatscht, das mein Körper macht, der zwischen ihren Schenkeln hervorquillt, das Geräusch eines nassen Schwamms. Ich werde geboren: ein schleimiges, braunes Tier, behaart wie eine Fichte, das auf dem Tisch landet, *platsch*, und das schreit, bevor es sich schließlich an einem Finger festhält, dem ersten, den sie mir hinhalten, angefeuchtet mit Milch.

In der Nacht haben Hasenjunge den Schoß der Häsinnen durchdrungen, Rehkitze wurden auf Betten aus toten Ästen geboren. Ich koste das Kolostrum im selben Augenblick wie ein Wurf Luchse. Nur Wände trennen mich von meinen Säugetiergeschwistern.

In dem Unterschlupf aus heiligen Steinen sehen sie mir alle beim Trinken zu, mir kleinem Mädchen, das das Saugen mit dem Mund bereits beherrscht.

Der Tag geht weiß in den Fenstern auf und der Wind lässt nach. Meine Ohren entdecken die Harmonien von Chören.

Das Schlagen der Scheiben und Klappläden auf ihren Bögen wird von meiner Chormutter verschluckt, die das Morgenlob singt.

Ich komme aus dem Leib eines Konvents, vierundzwanzig Frauen, kein Mann, kein Vater. Sein Gesicht ist das des Nordens, des Nomadenstammes – von ihm habe ich meine Olbak-Mähne –, aber geboren werde ich dennoch allein von vierundzwanzig Schwestern, die unter ihren Schleiern seidige Haarfluten verbergen. Und Köpfe so hart wie das Gestein der *Köhle Co.*

Ob mit geschickten oder linken Händen, mit knorrigen Gelenken oder jugendlichen, sie haben Finger, die wissen, wie man Bronchien freimacht und Nabelschnüre durchtrennt, oder solche, die es rasch lernen. Sie waschen die Käseschmiere und den Schweiß ihrer Glieder ab, wickeln mich ein, küssen mich, riechen an mir; sie geben mich von Hand zu Arm, ein warmes Knäuel, um mich an ihrem Bauch und ihren Brüsten zu spüren. Ihre Haare sind Umhänge, die über ihre Rücken fließen, sie blähen sich auf, wenn die eine oder andere die Tür zum Refektorium öffnet, und verwirren sich ineinander, werden zum Netz, das sie fest umschließt, die Nonnen des Konvents Sainte-Sainte-Anne: vierundzwanzig Frauengesichter, ein großer Mutterkörper.

Das Morgengrauen zieht in ledrigen Reflexionen über den Schnee. Meine Mutter kämmt ihr Haar und ordnet es unter ihren Schleiern. Käseschmiere und Blut kleben an den Strähnen, genau wie der Schweiß und Schmutz des Körpers der Wöchnerin. Draußen tummeln sich männliche Nattern auf den Felsen, verteidigen ihr Recht auf Fortpflanzung; drinnen entwirrt die Hydra ihre Köpfe und vervielfältigt sich.

Sie heißen Schwester Elli, Schwester Ondine, Schwester Boisseau, Schwester Dénéa, Schwester Grêle. Während meines Schlafs werden sie wieder zu Gesichtern mit eigenen Zügen: die Form eines Auges, einer Augenbraue, das Ergebnis von Eltern und Eltern vor ihnen und von weiteren Eltern, die paarweise durch die ganze Geschichte zurückgehen.

Sie sind einzeln im Refektorium verstreut. Schwester Zéphérine knöpft ihren Kragen zu; Schwester Betris, Schwester Lotte und Schwester Maglia stehen neben dem Geschirrschrank, damit beschäftigt, ihr Haar zu flechten; Schwester Silène beobachtet sie, sie denkt an die Parzen, die den Schicksalsfäden spinnen, während sie zuschaut, wie die drei anderen ihre Zöpfe glattstreichen. Der Tisch zwischen ihnen ist unter schmutzigen Laken verschwunden. Schwester Selma hebt sie hoch und weicht sie ein. Die vierundzwanzig Stühle stehen verkehrt, sie wurden in der Nacht verschoben, damit die Geburt reibungslos ablaufen kann. Schwester Alcée und Schwester Nigel bücken sich jeweils zwölfmal und richten die Stühle in senkrechten Geraden auf der einen und der anderen Seite des Tischtuchs wieder auf. Schwester May singt:

Kalt wütet da der Nordwind, weit draußen überm Feld. Doch stör' ihn nicht, den Frieden der Elemente hier!

Schwester Lénie bringt Brot vom Vortag. Das Frühstück gibt es ohne frische Laibe, ohne saubere Teller und auch ohne Eier.

Draußen ist es acht Uhr, also helllichter Tag. Schwester Carmantine hat das Angelus-Läuten vergessen, das die Bergleute der *Kohle Co.* weckt. Schwester Douce sagt: »Sollen sie doch mit dem Hahnenschrei aufstehen, wenn sie sich jetzt ärgern.«

In ungebleichte Windeln gewickelt, höre ich dem Besteckklappern zu und lausche den Stimmen, die mich an mein Leben im Wasser erinnern. Ganz in der Nähe stehen sich vierundzwanzig Frauen in Paaren am einzigen, langen Tisch gegenüber. Die beiden leeren Enden widersetzen sich jeder Hierarchie: Sainte-Sainte-Anne ist ein Konvent ohne ehrwürdigen Vater, durch die Sünde ganz und gar zur Mutter gemacht.

Die, die mich wiegt, sitzt nahe am Kamin. Um mich herum wird sie zum geteilten Körper, nichts als: ausreichend Wärme, ein mit genug Milch befeuchteter Finger. Atem und Herzschlag wiederholen sich von einem Brustkorb zum anderen, immer wenn die Schwestern, die sich beim Tragen abwechseln, wieder ihre Namen verlieren.

Draußen trinken meine Säugetiergeschwister, ohne irgendetwas zu sehen, ein Haufen aufgeschichteter Pelze, die die Muttermilch einschießen lassen. Drinnen sind die Verhältnisse umgekehrt, ich bin allein und meine Mutter in der Mehrzahl: Sie hat Daumen und Zeigefinger zum Essen, die gut schmecken nach toten Häuten, Gebackenem, Tierfellen, Pferdehaar, Metall und Ruß.

Während sie mich nährt, bevölkert sie zugleich meine Vorstellung mit Worten, die erzählen:

Wälder
boreale Weibchen
Feldhuhn
Flussfische
Eis
Tundra
Wurzelstock
Freudenfeuer
weiße schwarze graue Schleier
riesiges Geäst
Fauna, frei in ihrem animalischen Wissen.

Ihre Stimmen überdecken das Knistern der lodernen Kiefernflammen, ihre Worte sind die Fäden vermischter Legenden.

Schwester Betris sagt. – Durch mich fließt das Meer in deinen Adern. Mir ist das Wasserreich ins Fleisch geschrieben. Unauslöschlich der Geruch von Aalen, Rochen, Venusmuscheln, Forellen, Schneckenkieren, vom Blut der Wale, die an den Ufern aufgeschlitzt werden. Wo ich herkomme, bleibt die Wäsche auf der Leine nass, gepeitscht von Regen

und feuchtem Wind. Die Frauen sind klebrig von den Männern, die ihnen zwischen die Schenkel fahren und von den Kindern, die zwischen ihren Beinen hervorgleiten. Aber ich, ich wollte jenseits von Oss leben, weit weg vom Gestank der Meereskadaver und der Kinder im Zwölferpack, für ewig mit Walblut besudelt. Vor meiner Hochzeit träumte ich, dass ich einen Angelhaken in den Hals meines Erstgeborenen treiben würde. Die einzig mögliche Flucht war das Kloster, aber ich träumte auch, dass der Klobuk sich in die Barte eines Finnwals verwandeln und mich verschlucken würde. Ich bin ohne alles losgezogen, auf dem einzigen vertäuten Fischerboot. Der Sardinenfischer hat mich untergebracht, unter sein Geschlechtsteil und unter seine Netze, ich habe ihn machen lassen, bis zur Stadt, wo ich ausgestiegen bin, frei. Nur bin ich wie eine Auster, die vom Meeresboden gerissen wurde: Selbst noch im tiefsten Wald habe ich den salzigen Geschmack im Mund und die Erinnerungen an das Wanken, von denen mir vor dem Einschlafen schlecht wird.

In den Fenstern ist es schwarze Nacht, helllichter Tag, grauer Tag, Polarlicht. Die Frauen bewachen das Feuer. Wenn sie mich nicht herumtragen, stricken sie und werfen Holzscheite in den Kamin, die Glut und Asche aufwirbeln. Manche von ihnen haben abgenutzte und raue Hände, fleckig wie mein Babygesicht. Sie wiegen mich, während ringsum der Konvent in der Sprache knarrender Balken von der Nacht erzählt.

Schwester Lotte sagt. – Durch mich bewahrt dein Geschlecht das Gedenken an die gefallenen Mädchen. Sieben Jahre lang war ich Hure im Sacré-Cœur. Rote Samtvorhänge, die Kruzifixe weit hinten im Schrank, Bettlaken ohne Farbe, damit das Sperma im Stoff zerlaufen konnte. Und Kunden, die mit Geld aus der Kollekte bezahlen. Zwischen meinen Brüsten redete der hohe Klerus über Sünden von Jungfrauen, über Seelsorge für die Wilden, über sein Vermögen aus dem Ablasshandel. Sie kamen auf meinem

Bauch, während ich von einer freien Welt träumte. Eines Tages stahl ich das Gewand einer Oberin, die sich gern den Hintern versohlen ließ. Ich bin aus dem Bordell geflüchtet, verborgen hinter dem schwarzen Schleier der Frömmigkeit. Auf der Straße aß ich vom Glaubensgroschen, bis ich Betris begegnete. Sie schlitzte an einem Marktstand Forellen auf und erbrach sich zwischen jedem Filet.

Ich bin zwei Tage alt, dann zwei Wochen, bald zwei Monate. Ich lerne die Idiome des Refektoriums auswendig, seine formellen Gesänge, das Knistern der Feuerstelle, ich erkenne über die Stimme des Raums hinweg die der Kreaturen, die ihn bewohnen, Gespräche von Frauen und von Feldmäusen.

Schwester Maglia sagt. – Ich war bestimmt für ein Leben in Opulenz. Mein Verlobter hätte für mich unterwürfige Dienstmädchen eingestellt, die er mit Eisenbahngold gekauft hätte. Auf dem Rücken der Armen und ihres Elends hätte ich meine Hausangestellten zu einer Armee von kleinen Müttern erzogen, damit sie ihrerseits meine Kinder und kleinen Bestien aufzögen. Am Tag der Hochzeit erblickte ich in einem Spiegel die Tyrannin, zu der ich werden könnte, und bin vor ihr geflohen. Ich bin vom Land bis in die Stadt gelaufen, durch Wälder, Gassen, Häfen, zwischen Häusern hindurch, die unvergleichlich aussahen, Schlösser der Not, proletarisches Durcheinander. Durch mich bewahrst du das Wandern freier Frauen in deinen Füßen.

Betris habe ich auf einem Fischmarkt kennengelernt, wo man, um zu essen, nur den Ausschnitt öffnen und schöne Augen machen musste. Sie war es, die mich mit Lotte bekannt machte. Die hat mir von ihrem Traum eines unberührten Landes erzählt – »Heiligtum« sagte sie dazu. Ich nahm ihren Habit und verkleidete mich als Oberin, besuchte ihr Bordell und überzeugte den Bischof, einen göttlichen Auftrag zu finanzieren. Ich säuselte: »Ich bin Mutter Marie-Maglia-für-den-Guten-Zweck«, während ich seine

Behaarung ableckte. Im Tausch gegen meinen Mund, gegen meinen Arsch bezahlte er Sainte-Sainte-Anne, den Glockenturm aus Blech, die Gärten, die Gewächshäuser, all das für die Christianisierung der Olbaks und die Weiterentwicklung botanischer Kenntnisse. Als ich aus dem Sacré-Cœur herauskam, habe ich mein Entgelt an die Kinder weitergegeben, die draußen auf den Strich gingen, und riet ihnen, auf Neuigkeiten aus dem Norden zu achten. »Bald werdet ihr dort einen Ort finden, in dem sich die Frauen Schwestern nennen und sich gegenseitig beschützen.«

Das Feuer singt leise, draußen ist es fast warm.

Ich schlafe.

Ich lausche.

Feldmäuse erzählen von der aufgewühlten, durchgrabenen, gehärteten Erde, vom Getrippel im Boden, von Felsen, die dem Fluss entrissen wurden, versetzt und als Fassaden über dem Bau ihrer Großväter aufgerichtet. Meine Mutter spricht davon, wie die Nomadenfrauen der Olbaks sie empfangen, von ihrer Schönheit, ihren Gesten und vor allem von ihrer Kraft, als sie gemeinsam Mörtel zwischen die Hohlblocksteine laufen ließen, um ein Refugium zu errichten. Es sind die Mauern, die die Erinnerung an den Kummer und die Not der Menschen und Tiere bewahren. Fliehende Ratten, einstürzende Schlupflöcher, Tränen des Zorns oder der Erleichterung. Die Ameisen und Fliegen, die erwachen, sobald die Sonne auf ihr Versteck fällt, haben eine Sprache von kurzem Gedächtnis, sie berichten von Jahreszeiten und Festen, von der wilden Freude über lauwarmes Brot, von Sahne, fröhlicher Schwesternschaft und weiblicher Liebe.

Mit all seinen verbundenen, sich widersprechenden Stimmen beschreibt mir Sainte-Sainte-Anne, wie die Schwestern Betris, Lotte und Maglia das Refektorium aufbauten und wie die anderen kamen, eine nach der anderen, ohne Gepäck, doch mit den Spuren des Lebens in ihre steifen Glieder eingeschrieben.

Sie erreichten Cusoke mit dem *Sort Tog*, dem Zug des Bergwerks der *Kohle Co.*, manchmal in den Waggons, häufiger zwischen

den Frachtkisten verborgen. Sie folgten dem Pfad vom Bahnhof zum Konvent, ohne die Hand einer Schwester, die ihnen über die rutschigen Felsen geholfen hätte. Sie kamen, ob kräftig oder schwach, immer tropfnass auf der Schwelle an. Der Empfang war jedes Mal eine stille Zeremonie: Brot und Wein, während man Wasser erhitzte und die Wanne füllte, die neue Robe und saubere Unterwäsche hervorholte. »Wie möchtest du genannt werden?« Nur nach dem Namen fragten sie, nach nichts anderem. Manche behielten den ihrer Eltern, aus Pflicht, Stolz oder Gedenken, andere stotterten, denn sie hatten nicht mit der Möglichkeit gerechnet, wählen zu können. Wenn sie zögerten, ließen die bereits Ansässigen ihnen Zeit: »Wenn du es weißt, sag Bescheid.«

Mehr Worte brauchte es nicht, damit sie sich verstanden: Glückliche Mädchen hatten es nicht nötig, so weit in den Norden zu ziehen.

Während ich trinke, meinen Kopf den Körper zähmen lasse und umgekehrt, erfüllen drei Botanikerinnen, zwei Bäuerinnen, zwei Küchenhilfen, eine Milchfrau, eine Konditorin, sechs Lehrerinnen, drei Einbalsamiererinnen, eine Bienenzüchterin, zwei Krankenschwestern und drei Missionarinnen – Betris, Lotte, Maglia – unsere Höhle mit stillen Geschichten.

Lange Zeit diene ich als kleine Wärmflasche. Ich heize den Bauch meiner Mutter, und ihre vierundzwanzig Körper verharren in dem lauwarmen Kokon, den wir bilden.

Draußen braucht Cusoke mehrere Wochen, um zu schmelzen. Während meine Mutter darauf wartet, dass die Sonnenstrahlen den Weg freilegen, der zur Kohlemine führt, liebt sie mich ohne Taufe und ohne Namen.

Von April bis Juni legt der Frühling Ast für Ast das Violett, Grau, Grün und Blau der Landschaft frei. Meine Augen wollen sich nach der grellen Feindseligkeit der ersten Tage nicht an diese pastellene Wiedergeburt gewöhnen.

Um Sainte-Sainte-Anne herum erstreckt sich meine Taigaheimat in Fichten- und Kiefernwäldern, Beeten von Flechten und wildem Rosmarin, *Misartaq*, *Quajautiit*, *Pingi* und *Qurliak*, in Torfmoor und Felsen, die zu Bergen werden, wenn man sich weiter entfernt. Inmitten der Holzigen Schatten sind drei Gebäude aufgestellt: der Speicher, die Klosteranlage und die Kapelle. Aus der Luft wirken sie winzig trotz ihres Gewands aus Baustein und Holz und trotz des Blechhuts, der per Zug aus der Stadt hergebracht worden ist.

Ist der Schnee erst geschmolzen, wird das bewohnbare Umfeld zu einem Gewirr aus Hütten, Hühnerställen, Schafställen und Gärten, die unermüdlich gepflegt werden müssen in diesem Klima mit zwei Monaten Hitze und acht Monaten Kälte: zwei Wochen, in denen der Bleichboden auftaut und man säen kann, und der Rest, um zu ernten und die Erde für das nächste Jahr zu rüsten.

Dort lebe ich zuallererst, meine Wickeltücher aufgebläht vom Wind, der darunter fährt. In diesem Mineralboden, wo nichts Fruchtbare gedeiht, schlage ich Wurzeln, hier, wo alles, was tatsächlich wächst, so fest in der Erde steckt, dass es sich nicht mehr wegbewegt.

Dann kommt der Tag, an dem achtundvierzig Hände den Konvent für den Sommer aufsperrn, das Bettzeug ausdünnen, der würzigen Juniluft die Fenster öffnen. Das Vieh verlässt die Scheune und weidet die Spreu vom letzten Herbst ab, die Einfriedung ist fleckig von grünen Weidebüscheln.

Die Schwestern legen ihre gefütterten Schleier ab und holen das Rohleinen hervor, dünne Gewänder, unter denen die Bergleute verborgene Beine und Geschlechter errahnen können. Sie tragen mich dicht an ihrem Körper gebunden und nehmen mich überallhin mit: in die Schule, in die Tunnel der *Kohle Co.*, in die Nähe der Bienenstöcke, vor die Öfen, in Wald und Garten, zu der Werkbank, auf der die Leichname präpariert werden und den Weg entlang, der von der Werkbank bis zum Sammelgrab führt. Sie lehren mich die Sprache der Bäume, der Bienen und der Sperlinge, listen das Inventar dieses Lebensraums auf und nennen ihn »Ina Maka«, sie sprechen von den Toten mit Worten, die vom langsamen Zyklus der Mutter Erde erzählen und vom Trost ihrer Arme, ihres feuchten Bauchs, der sie umschließt und auflöst.

Ich bin ein Erinnerungsschwamm.

In meinem Tragetuch auf den Frauenböuchen zieht der Sommer vorüber in einem Konzert aus Rotkehlchen, Spechten, Drosseln, Krähen und Ochsenfröschen, im Surren der *Pikush* und dem Danackklatschen. Festgespannt in meine Tücher würde ich eigentlich lieber herumfuchteln. Ich lerne zu ignorieren, was mich juckt: Stiche, Speichel in meinen Halsfalten, die feuchte Kleidung meiner Mutter, die entweder gräbt und rupft oder sägt und spaltet. Manchmal zerquetscht eine Hand eine Mücke auf meiner Stirn. Mein Blut vermischt sich mit dem des saugenden Insekts. Der Staub, der am Plasma klebt, bildet eine Kruste über seinem tierischen Tod.

Anfang September gibt es weniger Stechmücken. Manche von den Schwestern sind lieber nackt und lassen sich die verschmutzten Stoffe von den Schultern gleiten; sie entledigen sich der Kleidung, die sie nach wie vor einengt und sie an das erinnert, wovor sie geflohen sind. Von ihren Kleidern befreit, waschen sie sich, umarmen sich, kneten ihre weiche Haut, pflücken Beeren. Sie lassen Wind, Morast und Flussschlamm ihre Haare zerzausen.

Sie legen auch mich ab, setzen mich mit dem Po aufs Heu oder auf die Kiesel. Zuerst rutsche ich am Boden entlang, ziehe mein Gewicht mit den Ellenbogen, dann lerne ich, wie man den Rumpf anhebt und wie man sein Körpergewicht auf Handballen und Knien hält. Ich teile das Gras und ziehe Furchen in die schwarze Erde. Auf allen Vieren grabe ich mich ins Moor. Ich werde zur Streunerin, tauche überall auf, bin unberechenbar. Die achtundvierzig Fersen meiner Mutter müssen achtgeben, mich nicht niederzutrapeln, während mein Bauch gerade die Freuden zurückgeschnittener, stachliger, trockener Haargerste entdeckt, wenn sie sich unter ihm kräuselt.

Nunmehr in Freiheit, finde ich meine Säugetiergeschwister wieder, ich gründe einen Clan aus jungen Füchsen, Zicklein und Ferkeln, ich adoptiere ein Schwarzbärbaby und die große Bärin belauert uns aus der Ferne, ein paar Hasenjunge schließen sich unseren Spielen an.

Für lange Zeit lalle ich nur unartikulierte Schreie. Ich piepse wie ein Vogel und jammere wie eine Katze. Während sie darauf warten, dass meine Lippen präzise Klänge formen, nennen mich die Schwestern »Kleines« oder »*Minushiss*« oder »mein Harzkind«. Sie gedulden sich, lassen meiner Zunge Zeit, Worte und Sätze zu bilden. Sie bereiten sich auf den Tag vor, an dem ich meinen Namen wählen werde, so wie auch sie es vor mir getan haben.

Um die *Mabon* zu feiern, die Tagundnachtgleiche, versammeln sie sich auf einer Wildreiswiese. Sie mähen, ihre Stimmen erheben und ihre Füße verankern sich. Einige haben sich entkleidet und mit Blumen gekränzt; sie sensen, während sie dem Wind, der Sonne und der Septemberfrische jeden Winkel ihrer Haut darbieten. Andere tragen lange, mit Kohl gefärbte Schleier, die sich in den Windböen heben und sich mit einem Fädchen ans Gras klammern.

Ich wähle ebendiesen Tag, den mit dem gleichen Licht wie zu meiner Geburt. Ich liege in einem Korb und lausche dem Summen der Erde, die dabei ist, einzuschlafen. Am Himmel kreist ein jagender Bussard. Ich beobachte seine weiten Kreise. Jäh stößt er in die Tiefe. Sein Sturzflug überwältigt mich. Ich öffne meine Handflächen und strecke sie ihm entgegen. Ich gluckse: »Daaaaaaaa«, ein klares, fröhliches Gurren, heller als gewöhnlich und in einem Tonfall, der dem meiner Art ähnelt.

Die Gesichter meiner Mutter drehen sich nach mir um. Ihre Arme halten mit der Sense über dem Kopf inne, Kleider und Brüste wirbeln herum. Ich wiederhole: »Daaaaaaaa« und lache. Ihre achtundvierzig Augen treffen sich, ihre Herzen schlagen im Takt.

Daä.

Meine Mutter umringt den Tragekorb und stimmt im Einklang all ihrer Stimmen an: »*Nitanis naha*, Ina Maka.«

Ich werde hochgehoben, es gibt ein kleines Gedränge, wer mich als Erste hält. Wir gehen zum Fluss, eine von ihnen badet mich darin, dann recken andere Hände mich gen Himmel, und von neuem werde ich untergetaucht, dreimal repetierte Bewegung, aus der Luft ins Wasser, und wieder, und wieder. In ihrer

Mitte bin ich eine einzige Gänsehaut. Ein Durcheinander von Fingern salbt meine Stirn, meinen Bauch, mein Geschlecht – klebrige, mit Fichtenharz gezogene Kreuze – und Lippen pusten Salbeirauch über meine Nase.

Am Strand huschen Schatten umher. Die Schwestern von Sainte-Sainte-Anne kennen den Namensritus auswendig: Sie wurden alle auf dieselbe Art aufgenommen und haben ihrerseits die aufgenommen, die ihnen folgten. Sie zeichnen einen weiten Kreis aus schwarzem Sand, dann einen zweiten, klein und konzentrisch, den sie mit Blättern, Moos, Flügelnüssen und Kiefernzapfen füllen, die sie an den Rändern meiner Taiga aufgelesen haben.

Schwester Grêle entkränzt sich und setzt ihr Blumendiadem auf meinen Kopf. Schwester Zéphérine wickelt mich in ihren rauhen, malvenfarbenen Schleier. Schwester Nigel bettet mich in das Nest aus Unterholz, während rundherum die anderen im Inneren des großen Gürtels Platz nehmen. Ein Gewirr von Röcken und Haut, blasse Körper rücken sich zurecht, runde Hände tupfen über die Augen, um die Erregung zu vertreiben.

Im Chor nehmen die Mäuler meiner Mutter die ersehnten Worte wieder auf, sie besingen die Hüterin des Bodens und die des Windes, dann die des Feuers und schließlich die Hüterin der Fluten mit ihren wogenden Flanken. Sie führen mich dem dreifaltigen Gott vor, Unserem Vater, und ich zittere zwischen ihren Körpern. Sie machen einen Schritt nach vorn, schließen den Kreis wieder und schützen mich vor dem Wind.

Vierundzwanzigmal beugt sich meine Mutter über mich und schenkt mir so viele Gaben, wie sie Gesichter hat: Lebhaftigkeit Stärke Kühnheit Ungestüm Geduld Bedachtsamkeit Freude Zurückhaltung Behändigkeit Zaudern Schneid Elan Verstand Magie Standhaftigkeit Kraft Scharfsinn Wut Intellekt Ausdauer Begeisterung Zuneigung Wärme Naturbegriff.

Um sie herum, durch das Laub und die Zweige meines Lagers höre ich die schwere Stille meiner Taiga. Die Raben schweigen, genauso die Gänseschwärme und die letzten Bremsen des Sommers.

Etwas erhebt sich in mir.

Ich sage es noch einmal, das Lied, das mir die Lippen verbrennt und mich mit Freude erfüllt.

Daã.

Ich taufe mich selbst, noch ohne von der großen Macht meines Mundes zu wissen.

Bald bricht der Schmelz durch mein Zahnfleisch. Wo es vorher nur weiche Haut gab, bewaffnen mich nun Zähne. Kaum sind sie da, wollen meine Schneidezähne die Beschaffenheit der Gegenstände erkunden, und meine Zunge ihren Geschmack. Im Oktober zerbeiße ich alles, was man mir gibt und was ich finde; mein ganzes Wollen konzentriert sich auf die Bewegung von der Hand zum Mund. Ich verschlinge: Brotlaibe, Honig, Wein, Eier, tote Fliegen, Käse, Tonerde, Apfelbeeren, Preiselbeeren, Holunder und Heckenkirschen, Erde, Wurzeln, Humus, Rinde, Schnüre, Staub, Lachs, Borstenwild, Körperausscheidungen und essbare Vögel.

»Sie schlingt ja«, sagt eine Stimme meiner Mutter.

»Sie wächst doch«, antwortet eine andere.

Einige weisen mich an, Spinnen und Blätter nicht hinunterzuschlucken, andere erwidern: »Lass sie ihren Kopf haben, sie wächst mit dem Mund.«

In dem Moment des Durchbruchs, als ich aufhöre, an ihren Fingern zu nuckeln, beginnt meine Mutter, sich zu teilen. Die Zahnchen verleihen mir eine neue Macht: Sie schneiden und zerlegen und mit ihnen spalte ich meine Erzeugerin in mehrere, eigenständige Figuren auf. Mit einem Mal vervielfältigt sie sich, ich habe viele Eltern und eine jede hat ihre Bewegungen, ihre Anweisungen, ihre Legenden und ihre schwankenden Stimmungen.

Indem ich allmählich Zugang zur gesprochenen Sprache gewinne, fasse ich sie in Gruppen zusammen. Einige von ihnen wenden sich an einen Vorfahren weit oben im Himmel, sie murmeln mehrmals am Tag »Vater Unser«, knien sich mit gefalteten Händen hin und richten ihre Augen zur Decke. Sie singen ihre Bitten, und ihre Stimmen steigen den Glockenturm hinauf und erreichen das väterliche Ohr. Die anderen unterhalten sich mit einer Mutter in unmittelbarer Nähe, die sie »Kybele« oder »Gaia« oder »Mari« oder »Ina Maka« nennen. Das Bitte und Danke, das sie ihr schicken, liegt in ihren Handflächen: um Baumstämme gewundene Blumengirlanden, auf die Felsen niedergelegte Gebeine von Feldmäusen, Brotkrumen, Flechtzöpfe